

Franz-Josef Körner wurde 1958 in Bamberg geboren und studierte später Englisch und Sport. Heute ist er Gymnasiallehrer in Kaufbeuren und erfolgreicher Autor mehrerer historischer Romane und Krimis.

FRANZ-JOSEF KÖRNER

# Knochenklau

FRANKEN KRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Eines Tages schwimmt die Wahrheit doch nach oben.  
Als Wasserleiche.*  
Wiesław Brudziński

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlagmotiv: [iStockphoto.com/Andreas Zerndl](https://www.istockphoto.com/Andreas-Zerndl)  
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch  
Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln  
Lektorat: Jutta Schneider  
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck  
Printed in Germany 2016  
ISBN 978-3-95451-784-8  
Franken Krimi  
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie  
regelmäßig über Neues von emons:  
Kostenlos bestellen unter  
[www.emons-verlag.de](http://www.emons-verlag.de)

## Prolog

Plötzlich vernimmt er ein Kreischen. Er fährt aus dem Schlaf hoch. Lauscht. Das Kreischen hält an. Woher kommt es? Er steht auf. Tastet sich durch die fremde, dunkle Zelle. Durch die Gänge. Immer dem Kreischen nach. Was ist es? Eine Kreissäge? Das Geräusch ist schneidend, aber eine Kreissäge klingt heller. Hört das denn keiner?

Hinaus auf den Hof. Wie eine Spur aus schrillen Tönen zieht sich das Geräusch durch die Nacht. Zieht ihn zu sich wie ein Magnet, über den Hof, zur Kirche hin. Ja, kein Zweifel. Es kommt von dort. Wie mahnende Finger ragen die Kirchtürme in den Nachthimmel. Er rafft das Mönchsgewand. Steigt mit schief gelegtem Kopflauschend, witternd die Stufen empor. Ist wachsam, alle Sinne auf Alarm eingestellt. Zieht das Tor auf. Das Kreischen wird lauter. Kommt es von vorne, vom Altar?

*Ich glaube an Gott und an den Teufel. Aber das ist Menschenwerk.*

Er läuft durch das dunkle Langschiff, nimmt über sich die Decke mit dem »Himmelsgarten« wahr. Mönchskunst, Mönchswissen. Nein, es kommt nicht vom Altar. Es kommt von unten. Plötzlich weiß er das Kreischen einzuordnen. Jemand schneidet Stein. Unten, in der Krypta. Das Grab – seine Bestimmung! Er greift nach dem ersten passenden Gegenstand. Ein vergoldetes Kreuz auf dem Altar. Steigt hinunter in die Krypta.

Plötzlich ist es taghell. Grelle Scheinwerfer. Er ist geblendet, sieht Gestalten, Schemen. Mit dem Kreuz schlägt er um sich, wie ein Kreuzritter in der heiligen Schlacht, umstellt von Heiden. Er weiß, was sie wollen. Das darf nicht geschehen! Nein! Wie ein Berserker wütet er mit dem Kreuz. Dann ein Schlag. Alles versinkt in gnädigem Dunkel.

## EINS

Meine erste Leiche war mein Vater.

Sorgfältig, wie es seine Art war, hatte er das Abschleppseil seines Station Wagon, eines 68er Chevy Caprice, um den dicksten Balken unseres Gemeinschaftsdachbodens geschlungen, seinen Hals in die Schlinge gesteckt und den Hocker, auf den er gestiegen war, dann selbst weggekickt. Nun hing er da, in seinem Anzug, der bis dato der Hochzeit und dem sonntäglichen Kirchengang vorbehalten gewesen war, den Kopf leicht seitlich nach unten gedreht, als würde er seine frisch polierten Sonntagsschuhe begutachten. Aufgehängt wie ein weiteres Wäschestück schaukelte er zwischen Bettlaken, Handtüchern und einer akkuraten Reihe blütenweißer überdimensionaler Unterhosen, und das einzig Gewalttätige an seinem Abgang aus dieser Welt schien das abgebissene Stück Zunge zu sein, das unter ihm auf dem Boden lag.

Warum? Ich war nie ein besonders romantischer Typ gewesen. Mich interessieren Fakten. Zahlen. Laut Wikipedia sah es mit dem Suizid ungefähr so aus: Fünf Frauen und zweiundzwanzig Männer nehmen sich täglich in Deutschland das Leben. Was die Rangfolge der Bundesländer betrifft, gewinnen in den meisten Jahren auch in diesem Fall die Bayern den Pokal, und seltsamerweise bringen sich im Osten weniger Menschen um. Suizid. Das Wort leitet sich vom Lateinischen *sui caedes* ab und bedeutet – Überraschung – sich töten. Das Thema Selbstmord wird bis heute in allen Gesellschaftsschichten einfach unter den Teppich gekehrt. Oft wird ein sich andeutender Suizid darum auch nicht ernst genommen. Die Menschen töten sich selten plötzlich, sondern erst, nachdem sie ihrer Umgebung eindeutige Signale wie *Leute, mir geht's nicht gut, kann sich vielleicht mal einer um mich kümmern?* gesendet haben. Viele wollen dabei gar nicht unbedingt sterben. Ich kannte eine junge Frau, die hätte redlich folgende Berufsbezeichnung verdient: Suizid-Inszeniererin.

Selbst nach dem dreizehnten missglückten Selbstmordversuch lief sie immer noch putzmunter in der Gegend herum.

Mein Vater passte in keines der gängigen Schemata. Er begann nicht zu saufen, machte keinerlei Andeutungen, dass in ihm etwas zerbrochen sei, wirkte nicht depressiv, sondern ganz und gar zufrieden mit sich und der Welt. Jeden Tag zog er mit dem Station Wagon los, und wir hatten keine Ahnung, dass ihm das Wasser bis zum Hals stand.

Er hatte sich schlicht verzockt. Dazu muss ich etwas weiter ausholen. Irgendwann hatte er seinen Job als Installateur, den er dreißig Jahre lang pflichtbewusst und ordentlich ausgeführt hatte, einfach satt. Verstopfte Klos zu reinigen war plötzlich nicht mehr sein Ding. Er beschloss, ins Taxigeschäft einzusteigen. Damals waren in Bamberg die US-Soldaten aus den Warner Barracks ein großer Wirtschaftsfaktor, vor allem auch in der Taxibranche. Wenn die Army Zahntag hatte, konnte man in einer Nacht fünfhundert D-Mark verdienen, noch begünstigt durch einen bei den Fahrern üblichen großzügig abgerundeten Dollarwechsellkurs. Die GIs liefen an solchen Tagen keinen Meter mehr, an jeder Ecke winkte einer nach einem Taxi, um sich ins »Club Two«, ein ähnliches Etablissement oder in die Innenstadt zum »Grünen Markt« karren zu lassen. Es war so, als würde man Dollarscheine mit beiden Händen aus einem Eimer schöpfen, und man raste einen ganzen Nachmittag, Abend, eine ganze Nacht immer dieselben Routen entlang. Die GIs sprangen in den Wagen wie Lemminge von den Klippen, und zu später Stunde musste man nur aufpassen, dass man beim Fahren rechtzeitig die Tür aufriss, wenn einer anfang zu kotzen, damit man nicht die ganze Sauerei in die Türablage bekam und den Eintopf im wahrsten Sinne des Wortes auslöffeln durfte.

Zurück zu meinem Vater. Eigentlich kann man ihm auf den ersten Blick keinen Denkfehler anlasten, als er sich als Taxi den oben genannten Chevy Station Wagon ausguckte. Logisch: Man fährt hauptsächlich Amis, also kauft man eine Amikutsche. Bei der Bank nahm er einen ordentlichen Kredit auf, ging zum Gebrauchtwagenhändler auf der Hauptmoorstraße, drückte

der perplexen zwielfichtigen Gestalt dort die zweihundertfünfzig sauber gebündelten Hunderter in die Hand und fuhr wenig später stolz wie ein Häuptling mit dem Riesenschlitten in der Gereuthstraße vor, wo sich sogleich die gesamte Nachbarschaft bewundernd um den Chevy versammelte. Als Nächstes verbrachte er drei Tage in irgendeinem Schuppen und spritzte die Kiste bis auf das umlaufende Holzfurnier in cremefarbenes Taxiweiß um. Nachdem alles fertig war, schraubte er noch das gelbe Schild auf den Dachträger und stürzte sich dann euphorisch ins neue Geschäft. Die Ernüchterung folgte auf dem Fuße. Die Amis wollten komischerweise gar nicht dafür bezahlen, dass man sie in genau der gleichen Kiste herumkutscherte, die sie von zu Hause kannten. Sie ließen den Chevy, selbst wenn er an erster Stelle in der Reihe stand, links liegen und hüpfen stattdessen in einen Mercedes oder einen *BM-motherfucking-double-U*.

Mein Vater geriet ziemlich schnell mit den Raten in Verzug. Am Ende blieb ihm nichts als ein Haufen Schulden, und da er auch in seinem alten Job nichts mehr fand, sah er keinen Ausweg mehr. Seine Konsequenz: dieser luftige Ort auf unserem Gemeinschaftsdachboden zwischen Bettlaken, Handtüchern und einer akkuraten Reihe überdimensionaler blütenweißer Unterhosen.

Meine Mutter war anschließend der Meinung, als Sohn sei es meine Sache, den Karren wieder aus dem Dreck zu ziehen. Also trat ich brav in die Fußstapfen meines Vaters und hockte mich von drei Uhr nachmittags bis zum Morgengrauen in den Station Wagon – und das meine ich wörtlich: Die meiste Zeit hockte ich wirklich nur herum, und ich konnte von Glück reden, wenn ich in einer Schicht ein Dutzend Fahren zusammenbrachte.

Doch ich löste das Problem auf meine Weise. Vater hatte sich verzockt. Ich zockte richtig. In einer einzigen Nacht gewann ich beim Texas Hold'em im Hinterzimmer der »Wunderbar« fünfzigtausend D-Mark und hatte damit auf einen Schlag alle Probleme aus der Welt geschafft, die finanziellen zumindest. Danach fuhr ich aus Gewohnheit noch eine Weile Taxi, hatte

sogar eine Reihe von Stammkunden. Einer davon war Angie, Animierdame in ebenjener »Wunderbar«, die damals morgens um fünf Anlaufstation der Fahrer mit unserer Nummer war. Dort trank ich einen letzten Kaffee, im Hintergrund das Gedudel und Gestöhne eines Pornofilmchens, und dann trat irgendwann Angie hinter mich, ich spürte ihren warmen Körper, und sie massierte mir die Schultern und den Nacken. Irgendwie hatte sie sich in mich verguckt, vielleicht weil sie etwas Solideres suchte als diesen Typen, den sie vorher hatte. Das war ein Zuhälter, Dealer und was sonst noch alles, der einmal versuchte, sich einer Polizeikontrolle dadurch zu entziehen, dass er den Beamten, der ihm mit der Kelle winkte, zuerst von vorn über den Haufen fuhr, dann den Rückwärtsgang einlegte und – zur Sicherheit – noch einmal von hinten.

Übrigens merkte man an diesem Schuppen, der »Wunderbar«, wie dämlich doch die meisten Kerle sind. In dem Laden lief es so ab: Verirrte sich ein Trottel – meist schon angetrunken – in das Etablissement, setzte man ihn an einen Tisch ins schönste Schummerlicht, mit gutem Blick auf die Leinwand, über die besagte Pornos flimmerten. Schwups, schon saßen zwei Schönheiten (bei etwas mehr Nüchternheit und Helligkeit sah die Sache allerdings weniger verführerisch aus) links und rechts neben ihm und heizten ihm nach allen Regeln der Kunst ein, bis ihm der Geifer aus den Mundwinkeln tropfte und er mit einer der beiden (und einer Flasche Schampus für stolze hundertfünfzig D-Mark, die im Supermarkt nur zwei neunundneunzig kostet) im Separee verschwand. Dort durfte er dann ein bisschen an ihr herumfummeln, mehr aber auch nicht. Meine Güte!

Einer der Stammkunden kam aus Tiefenellern, knapp vierzehn Kilometer von Bamberg entfernt. Das war ein Bauer, der jeden Samstag mit seinem Traktor schon reichlich alkoholisiert an der »Wunderbar« vorfuhr, dort parkte, seinen Redneck-Geruch und seine Schnapsfahne in die gute Stube führte, sich für ein Stündchen und dreihundert Mark an Jaquelines Dingern göttlich tat (die hieß wirklich so, kam aus dem Osten und war

ganz passabel, solange sie nicht den Mund aufmachte), um dann, sternhagelvoll, mit seinem Traktor nach Tiefenellern zurück-zutuckern.

Einmal in der Woche, wenn die »Wunderbar« schloss, ließ Angie sich von mir nach Erlangen kutschieren, dort gab es eine ähnliche Kaschemme, die morgens allerdings bis halb sieben geöffnet hatte. Den Sinn dieser Fahrten hab ich nie kapiert, vielleicht ging es ihr wirklich nur um diese zwei Stunden mit mir im Zwielicht des anbrechenden Tages, ich weiß es nicht, keine Ahnung. Jedenfalls tranken wir wieder Kaffee, dann führen wir zurück. Angie stopfte mir die dreißig D-Mark Fahrgeld in die Hosentasche, zog dann meinen Gürtel auf und machte bei zweihundert Sachen auf der Autobahn an mir herum. Mal ehrlich, eine Prostituierte zahlt quasi für ihre eigenen Dienste. Dafür habe ich nur eine Erklärung: Vielleicht wollte sie irgendwie raus aus dieser Welt und hinein ins bürgerliche Leben. Aber warum sie ausgerechnet mich als geeignetes Mittel hierfür betrachtete, war mir ein Rätsel. Zu Weihnachten strickte sie mir ein paar Socken, sogar mit Muster, doch als ich dann mit dem Taxifahren aufhörte und bei der Polizei anfang, verlor ich sie irgendwie aus den Augen. Vielleicht spielte dabei auch eine nicht ganz unwichtige Frage eine Rolle: Wie stellte man seiner Mutter jemanden als seine Liebste vor, die möglicherweise alles verbergen konnte, nur eine Tatsache nicht, dass sie eine Nutte war? Und bei genauerem Nachdenken muss man sich eingestehen, dass ein Vorgesetzter von dieser Kombination – Polizist, Prostituierte – auch nicht wirklich begeistert wäre.

So weit zu Angie und meiner Taxifahrerkarriere. Wie gesagt, danach kam die Polizei. Kripo. Eigentlich hatte ich schon als Junge diesen Traum vom coolen Polizisten geträumt, so wie andere Jungs Lokomotivführer oder Meeresbiologe werden wollen. Irgendwann, als ich älter wurde, verschwand der Traum aber in einer dieser Schubladen, in der früher oder später die meisten Träume verschwinden, noch lange bevor ich sozusagen gezwungenermaßen zum Taxifahrer wurde. Doch später, als mir die Fahrerei immer mehr zum Hals heraushing, zog ich

diese imaginäre Schublade wieder auf, und da lag er noch, ganz hinten – mein alter Kindertraum.

Ich besann mich darauf, dass ich das Abitur hatte und man mit einer solchen Voraussetzung vielleicht etwas mehr anfangen konnte, als nur besoffene GIs an ihrem Zahltag in der Gegend herumzufahren. Also bewarb ich mich, schaffte den Eignungstest und absolvierte die drei Jahre Basisausbildung für den gehobenen Dienst, erwarb mir in kleinen Präsidien in der Pampa den typischen Stallgeruch und kehrte schließlich nach Bamberg zurück.

Ach ja, und bei aller Bescheidenheit, als Polizist bin ich nicht der Schlechteste. Bestimmt ist es auch kein Nachteil, vormals nachts Taxi gefahren zu sein, man bekommt jedenfalls schon mal einen recht guten Überblick über all die Nachtschattengewächse, die im Schutze der Dunkelheit zwischen den Bamberger Häuserzeilen gedeihen.

Zumindest gab es genügend Kollegen, die sagten: »Dieses arrogante Arschloch, aber eins muss man ihm lassen, er ist gut in seinem Job.«

Richtig, die Sache mit meinem Namen muss ich noch klären. Wie schon erwähnt, ist Bamberg Garnisonsstadt, Warner Barracks, US-Soldaten. Jedenfalls waren meine Eltern anfangs von den Amis so begeistert, dass sie auf die bescheuerte Idee kamen, mir einen amerikanischen Vornamen zu geben. Rodney. So heiße ich wirklich. Kurz: Rod. Natürlich gibt es immer Witzbolde, die sagen: »Haha, Rod Stewart, siehst aber gar nicht so aus«, aber dann antworte ich: »Nein, nicht Rod Stewart, Rod ...« Und jetzt festhalten, jetzt kommt's: mein Nachname. Meine Eltern, und damit auch ich, heißen tatsächlich *Killer*. Im Ernst. Noch mal zum Mitschreiben: Killer. Hauptkommissar Rod Killer. Deshalb halten mich alle, denen ich mich vorstelle, zunächst einmal für einen  *fucking American*. Bin ich aber nicht, definitiv nicht. Geboren und aufgewachsen im Bamberger Stadtviertel Gereuth, seinerzeit bekannt als Glasscherbenviertel. Gute Schule, dort groß zu werden, fürs restliche Leben, meine ich. Es kann nicht schaden, wenn man gelernt hat, dass man gewisse Dinge auch mal anders regeln kann als mit einem Stuhlkreis.

Nach dem Motto: Wir lassen einander ausreden, und wenn einer mit einem Stein nach mir wirft, werfe ich eine Blume zurück. Tue ich auch. Aber dann ist da noch der Topf dran.

Also, aufgewachsen im Getto. Dann Taxifahrer. Dann Kripo. Zuerst K4, Drogen, inzwischen befördert in die Abteilung für Kapitalverbrechen, das heißt, ich bin derjenige, der in Bamberg die Mörder fängt. Zu meinem Vater haben sich im Laufe der Jahre noch weitere Leichen gesellt – arme Schweine während meiner Zeit im K4, die meisten mit einer Nadel im Arm, später alle anderen Variationen: Erschossene, Erdrosselte, Erschlagene, Verbrannte oder sonst wie Getötete. Keine der Leichen wies jedoch diese erhabene Nachdenklichkeit meines Vaters auf, mit der er, zwischen den Wäschestücken baumelnd, seine Sonntagschuhe betrachtete. Oder wunderte er sich über seine abhandengekommene Zunge?

Die Kripo war für mich das Paradies. Diesen Job hatte der liebe Gott nur für mich erschaffen. Doch wie in jedem Paradies gab es eine Schlange. Waldemar Schöps mit bürgerlichem Namen. Damit er mich ein bisschen hassen konnte, nannte ich ihn meist »Waldi«. Im Stillen hieß er für mich sowieso schon so. Passte perfekt. Kleiner-Mann-Syndrom, einer dieser Kläffer, die sich ständig auf die Hinterbeine stellen, Männchen machen, sich bis zum Platzen aufblasen und vor Wichtigtuerei kaum mehr über den eigenen vorgereckten Brustkorb schauen können. Wenn er durchs Präsidium lief, sah es immer aus, als hätte er Rückenlage. Und, selbstredend, verstand er kaum Spaß, vor allem nicht, wenn man ihn wegen seiner eins zweiundsechzig ein wenig aufzog. Typischer Fall von absoluter Humor-Firewall, klatschte sich aber auf die Schenkel, wenn er jemand anderen verarschen konnte, und machte sich bei peinlichen Sprüchen wie »Wir sind keine Alkoholiker, wir sind Bayern« oder »Bei hundertdreißig zieht mein Bobbycar ein bisschen nach links« oder »Du bist lustig, dich töte ich zuletzt« vor Lachen in die Hosen. Seinen Handyklingelton fand er wohl besonders genial: Maschinengewehr-Geballere. Facebook-Account-Name: Sonny

Crockett, wie der Schönling aus der Fernsehserie Miami Vice. Zusammenfassung: Waldi, mein Partner.

Prinzipiell bin ich eher dafür, dass man sich auf sich selbst verlässt. Abhängig von anderen zu sein, wenn es darum geht, einen Job zu erledigen, kann ganz schön anstrengend oder frustrierend sein.

Nehmen wir zum Beispiel Basketball. Bamberg ist eine Basketballstadt, bekannt als »Freak-City«, wegen der Besessenheit der Fans. Ich bin der Meinung, es gibt für jede Stadt eine Sportart, in Roth ist es der Triathlon, in Kiel der Handball und in München der König Fußball. In Bamberg geht es nur um diese große, runde orange Kugel, mit der die Schwarzen solche Wunder vollbringen. Ich weiß noch, wie Bamberg das erste Mal um die Meisterschaft spielte, ich war damals Domchorknabe (Waldi, alias Sonny Crockett, hat sich totgelacht, als er das erfuhr: »Chorknabe, Rod the Killer, haha, Leute, hört mal alle her, Killer, der Supercop mit dem zuckersüßen Sopran, ich piss mich an«), das entscheidende Spiel um die Meisterschaft fiel ausgerechnet auf die Zeit einer Chormesse in Sankt Michael. Wir, die Knäblein in unseren gelben Hemden, verzogen uns nach jeder Nummer – Kyrie, Gloria, Credo, Sanctus und Agnus Dei – mit einem Transistorradio, das einen Drahtkleiderbügel als Antenne besaß, wie der Blitz auf der Empore hinter die große Orgel und hörten, zitternd vor Aufregung und mit fiebrigen Augen, live mit. Meine damalige Liebe zum Basketball war eine Geschichte, die persönliche Rolle, die ich dabei spielte, eine andere.

In Bamberg findet immer an Pfingsten ein großes Turnier statt, seit achtunddreißig Jahren, mit inzwischen mehr als tausend Teilnehmern. Für einen Hobbybasketballer gibt es kein größeres Ding, als einmal dieses Turnier zu gewinnen. Es ist schier unmöglich, es zu schaffen. Doch in einem Jahr war es tatsächlich so weit. Wir standen im Endspiel, großes Kino, volle Halle. Und was passierte? Das Team verlor die Nerven. Ballerte alles daneben, was man nur verballern kann. Es war eine riesige Blamage. Die einzigen mickrigen Punkte kamen von mir. Seither



hab ich keinen Basketball mehr angefasst. Okay, ich ging noch zu den Spielen der Brose Baskets, aber inzwischen auch nicht mehr so häufig. Das Team hat seine Seele verloren, nur noch kaufen, verkaufen, jedes Jahr neue, austauschbare Gesichter.

Damit hier kein falscher Eindruck entsteht, ich bin kein Einzelgänger, kein einsamer Wolf. Pokern macht allein auch wenig Spaß. Und bei der Polizei ist man auf Teamarbeit angewiesen, denn bei einem Mordfall sind es in einer Soko schon mal zwanzig, dreißig Leute, mit denen man zusammenarbeiten muss. Man ist gewissermaßen vom Team abhängig, ob man möchte oder nicht, Spurensicherung, Gerichtsmedizin, Kriminaltechniker, Pressesprecher und sonstige Spezialisten für alles und jede Perversion. Es ist demzufolge auch keine gute Idee, unfreundlich zu den Leuten zu sein oder sie respektlos zu behandeln, selbst wenn sie mal Mist bauen. Das gilt auch in Bezug auf Waldi, mit dem ich am engsten zusammenarbeite. Deshalb versuche ich, nicht mit der Prise Arroganz, die man mir gelegentlich vorwirft, auf seine eins zweiundsechzig hinabzublicken. Wenn es gut läuft, sage ich sogar »Sonny« zu ihm. Bei mir läuft es meistens gut. Was heißt meistens, immer.

Okay, ich bin ein Zocker. Das Leben ist doch auch nichts anderes als ein Spiel, oder? Gib mir ein paar Karten in die Hand oder Würfel, und ich bin dabei. Einsatz? Mir egal, Hauptsache, hoch. Es gibt nichts Langweiligeres, als um einen Euro fünfzehn zu spielen. Mir ist nicht ganz klar, wo da der Nervenkitzel liegen soll. Genau darum geht es aber, um den Nervenkitzel. Wenn einer keine Nerven hat, verliert er. So einfach ist das. Wie im richtigen Leben. Zehn Riesen? Zwanzig? Dreißig? *Yes, please!*

Ich bog von der Gereuthstraße, wo ich etwas zu tun hatte, auf die Forchheimer ab. Der Chevy grummelte auf diese einzigartige Weise, es klang wie das dunkle Raubtiergrollen aus einer Höhle, 5,3-Liter-Motor, zweihundertfünfundsiebzig Pferdchen, Achtzylinder, gierig wie ein hoffnungsloser Trinker. Nicht mehr für diesen Planeten gemacht. Ein Tritt, und er brüllte los wie ein Bär. Ich fuhr dahin, Ellbogen im heruntergekurbelten Fenster,

der Morgen wie gemalt, Schattenspiele zwischen den abgasgeschwärzten Lärmschutzwänden rechts, Tauglitzern in den Buschreihen links. Die Skyline am Horizont über der Brücke: Dom, Jakobskirche, Obere Pfarre, Sankt Michael, Altenburg – aus einer anderen, alten Welt, die es nicht mehr gab. Dieser Blick berührte etwas in meinem Inneren. Jedes Mal aufs Neue.

Vorne an der Kreuzung bimmelte mein Handy. Ich nahm die Hand vom Lenkrad und fischte es aus der Ablage.

»Sankt Otto, Altenpflegezentrum. Herr Killer? Ihre Mutter. Sie wissen schon.«

Ich seufzte. »Gut. Schon unterwegs. Keine Sorge, ich bring sie Ihnen wieder.«

Mutter litt seit Jahren an Alzheimer. Ich bin mir sicher, es ging damals los, gleich nach dem Selbstmord meines Vaters. Süßes Vergessen. Zum Heulen. Ehrlich gesagt, es brach mir jedes Mal das Herz, wenn ich sie so sah, sediert bis zum Stumpfsinn, die Leere im Blick wie ein schwarzes Loch. Jemand hat mal gesagt, wenn man alt wird, kann man es sich aussuchen, entweder der Körper verfällt oder der Geist. Ich wollte mir so was nicht aussuchen, meine Wahl wäre eine andere, eine Kugel durch den Kopf, wenn es so weit ist. Aber Mutter, nein, sie sollte in meiner Welt bleiben, trotz alledem. Wie auch immer, sie war seit Jahren ein Pflegefall, leider ein äußerst mobiler. Ließ man sie auch nur fünf Minuten aus den Augen, schnappte sie sich ihren Rollator und ging stiftet.

Grün. Ich setzte den Blinker, bog links ab, rollte über die Hainbrücke. Zum Glück kannte ich die Wege und Ziele meiner Mutter, und es dauerte nie lang, bis ich sie wieder einfing. Ihr Davonlaufen war nicht einmal Flucht. Sie wollte einfach nur spazieren gehen, immer wenn die Sonne schien. Im Altenheim fand man das gar nicht so lustig. Über allen Ausflügen meiner Mutter schwebte die Drohung, sie in die Geschlossene zu stecken oder sie zumindest noch mehr mit Sedativa vollzupumpen als sowieso schon. Also blieb mir nichts anderes übrig, als höflich um Entschuldigung zu bitten und sie schnellstmöglich wieder einzufangen.



Klingeling, wieder mein Handy.

»Herr Killer?«

»Ja.«

»Kommen Sie bitte ins Präsidium. Sofort. Ein Mordfall.«

Sch... , ich verkniff mir den Fluch. Der Polizeipräsident persönlich. Gleich wieder aufgelegt. Wie lange hatten wir kein Tötungsdelikt mehr gehabt? Neun Monate? Zehn? Und dann ausgerechnet jetzt. Wenn der Chef persönlich anrief, war es etwas Größeres. Verdammter Mist! Ich sollte mich wirklich beeilen.

Ich fuhr die Hainstraße runter.

Manchmal hockte Mutter auf ihrem Rollator beim Spielplatz und schaute verzückt den Kindern zu. »So viele Kinder«, wiederholte sie dann gefühlte zweihundert Mal, »hast du schon mal so viele Kinder gesehen?«

»Ja, Mutter. Viele Kinder. Komm jetzt. Es gibt gleich Kaffee und Kuchen. Das willst du doch nicht verpassen.«

»So viele Kinder. Hast du schon mal so viele Kinder gesehen?«

Heute rauschte ich am leeren Spielplatz vorbei. Es war noch zu früh, die Kleinen schissen gerade erst noch ihre Morgenwindeln voll.

Vorne an der Brücke, über die man zum Ruderclub kommt, stieg ich in die Eisen, riss den Chevy nach links und setzte ihn ums Haar mit der Haube auf den Streukasten neben dem Brückengeländer. Ich sprang aus dem Wagen und lief zu ihr. »Mutter. Was machst du denn schon wieder?«

Sie starrte aufs Wasser. »Es fließt.«

»Ja. Der Hollerbach. Er fließt zur Regnitz, gleich da vorn.«

»Wohin? Nein. Es fließt.«

»Ja, komm jetzt. Sonst verpasst du das Frühstück.«

Mutter regte sich nicht. Sie starrte auf das Wasser und wiederholte stereotyp: »Es fließt.«

Gehetzt schaute ich auf die Uhr. Ich kannte diesen Unterton in ihrer Stimme. Ein kaum zu brechender Starrsinn, schon gar nicht durch gutes Zureden. Ich versuchte es trotzdem. »Mutter, ich bin heute leider etwas knapp mit der Zeit. Ein neuer Fall. Ich muss ins Präsidium. Bitte komm jetzt. Ich bring dich zurück.«

»Es fließt. Siehst du das nicht?«

»Doch, sicher sehe ich es. Wie wär's, ich bringe dich jetzt zurück, damit du dein Frühstück nicht versäumst. Und sobald ich kann, besuche ich dich, heute Nachmittag vielleicht, und wir kommen wieder hierher und schauen zu, wie es fließt. Das tut es dann immer noch. Oder wir gehen zum Spielplatz, wenn Kinder da sind.«

Mutter schüttelte den Kopf. Dann sagte sie so klar, als wäre noch alles an Ort und Stelle in ihrem Kopf: »Nein. Nicht, solange es fließt. Man kann doch nicht weggehen, solange es fließt. Wer sind Sie überhaupt?«

»Mutter, bitte!«

So ging das immer weiter, sie wiederholte einfach alles immer wieder, fragte mich, wer ich denn sei, stand da und weigerte sich, den Platz auf der Brücke zu verlassen, bis ich die Geduld verlor, sie hochhob und das zappelnde, lauthals protestierende Knochengerüst in den Chevy verfrachtete. Als ich zurücklief und den Rollator holte, bemerkte ich aus den Augenwinkeln, wie eine Frau herübersah und hektisch begann, auf ihrem Handy herumzutippen.

Ein wenig abgehetzt kam ich im dritten Stock im Vorzimmer des Polizeipräsidenten an. Dort sitzt die Sekretärin, Frau Renate Schnell. Wahrlich keine Schönheit mit Modelfigur. Wollte man einen Automobilvergleich bemühen, dann wäre sie eher ein Zwölfzylinder mit sieben Liter Hubraum, mindestens. Weiße Bluse in einer dieser Größen, für die es früher keine Bezeichnung gab. Schwarzer Rock, die massiven Schenkel gottlob verborgen unter dem Schreibtisch. Aber alles picobello, dezent geschminkt, sehr stilvoll, ein bisschen Silberschmuck, nichts Klobiges. Ein Arbeitstier, ein Dragoner, und dazu hält sie den Laden hier zusammen, aber hallo. Jetzt rollte sie nur mit den Augen in Richtung Cheftür, was so viel bedeutete wie: *Beweg deinen Hintern, die Luft ist schon dick genug*. Also klopfte ich und ging hinein.

Waldi stand in der Ecke wie ein Schuljunge und wirkte an-

gespannt. Wie alle kleinen Kläffer klemmte er den Schwanz zwischen die Beine, wenn er es mit der Obrigkeit zu tun hatte. Er trug ein helles Jackett über einem braunen Hemd und einer Jeans, deren Säume er fransig gelatscht hatte, weil es für seine kurzen Beine keine wirklich passenden Hosen gab. Auf die Idee, die Jeans kürzen zu lassen, kam er anscheinend nicht oder fand es so cooler. Sein dünnes rotblondes Haar war rechts von einem akkuraten Scheitel durchfurcht. Ich kannte niemanden außer ihm, der einen Kamm mit einem ausziehbaren Stiel besaß. Im Gegensatz zu mir hatte er das Holster mit der Dienstwaffe wie ein Sheriff am Gürtel hängen. Bei so einem kleinen Kerl wie ihm sah die P7 lächerlich groß aus.

»Hallo, Cowboy«, sagte ich und nickte ihm zu.

Der Polizeipräsident stand vor seinem Schreibtisch und wippte ungeduldig auf den Fußballen vor und zurück. Dr. Gilbert Meyer – ein äußerst korrekter Typ, keine Frage. Stelle sich, wenn es mal Probleme gab, vor seine Leute, was ja in diesen Kreisen keine Selbstverständlichkeit ist. Stets wie aus dem Ei gepellt. Anzug von Boss oder Armani, weißes Hemd, Windsorknoten, randlose Brille. Angegraute Geheimratsecken. Sein Büro eine Managerbude. Moderne Kunst an den Wänden, schöne Möbel, keine Spur von Polizeispinden oder ausgebleichten Schreibtischplatten. Glänzende weiße Oberflächen, schwarze Ordner wie zur Dekoration. Als Tüpfelchen auf dem i: das klassische Bild von Frau, Kind und Hund im Goldrahmen.

»Herr Killer!« Er klopfte auf seine Armbanduhr. »Erklären Sie mir doch bitte, was Sie unter ›sofort‹ verstehen. Wir warten seit exakt einundfünfzig Minuten darauf, dass Sie eine Wegstrecke von allerhöchstens drei Kilometern bewältigen. Mussten Sie unterwegs vielleicht noch ein paarmal tanken?«

Die Anspielung auf den Benzinverbrauch des Chevys war nichts Neues. Ich hatte mir schon Sprüche anhören müssen wie »Wenn du einmal damit um den Block fährst, sterben fünf Spezies aus« oder »Du lässt bloß kurz den Motor an, und der Meeresspiegel steigt reziprok zu deiner Tankuhr«. Ich blieb höflich gelassen und zuckte mit den Schultern. »Herr Dr. Meyer,

ich weiß, dass mein Wagen politisch nicht korrekt ist. Aber er ist ein Erbstück meines Vaters. Ein Gedenken an ihn.«

Dr. Meyer winkte ab. »Themawechsel. Herr Killer, woran arbeiten Sie im Augenblick?« Es war eine Floskel, denn er wusste es natürlich genau, schließlich gingen die Jobs alle über seinen polierten Schreibtisch.

»Ich helfe gerade mal wieder im K4 aus«, antwortete ich wahrheitsgemäß. »Ein paar Drogensachen. Nichts Besonderes, typischer Kleinkram. Im Prinzip ist alles schon so gut wie in trockenen Tüchern.«

»Meinen Sie, die Kollegen dort können den Rest auch ohne Sie erledigen?«

»Selbstverständlich, Herr Dr. Meyer. Überhaupt kein Problem.«

»Gut. Ich möchte, dass Sie eine Soko leiten.« Dr. Meyer ging zum Fenster. Dann sagte er zu Waldi: »Herr Schöps, warten Sie doch bitte einen Moment draußen.«

Waldi zuckte zusammen, brabbelte irgendwas, das klang wie »Ich ... wieso ...«, gab sich dann aber einen Ruck und verschwand wortlos, aber sichtlich beleidigt.

»Hören Sie.« Dr. Meyer blickte zur Tür, ob sie auch wirklich verschlossen war, und senkte die Stimme. »Und beantworten Sie meine Frage ehrlich.«

»Ja, mach ich, Herr Doktor.«

Er nickte und sagte: »Es geht um einen Mordfall. Meine Frage lautet nun: Ihr Kollege, Herr Schöps, hat er das drauf, packt er das?«

»Sicher. Ein guter Polizist.«

»Das spreche ich ihm nicht ab. Aber bisher hatte er vorrangig mit kleineren Sachen zu tun, Eigentumsdelikten, Pipapo. Okay, und die zwei Jahre im Drogendezernat mit Ihnen. Da gab es auch Tote, ich weiß. Aber hier geht es um Mord. Das ist eine andere Nummer.«

»Keine Sorge. Er hat das drauf. Dafür lege ich meine Hand ins Feuer.«

Dr. Meyer schaute mich etwas zweifelnd an. Dann nickte

er, ruckte entschlossen an seinem Krawattenknoten und sagte: »Gut, holen Sie ihn wieder herein. Dann will ich Sie beide jetzt über den Fall informieren.«

Waldi schmolte noch ein bisschen, als er wieder hereindurfte, aber ich knuffte ihn aufmunternd in die Seite, und wir stellten uns artig nebeneinander auf. Sah bestimmt komisch aus, ich mit meinen ein Meter neunzig und der Gartenzwerg neben mir mit der Kanone am Gürtel.

»Fangen wir an«, sagte Dr. Meyer. »Es klingt alles ein wenig mysteriös, aber die Sache ist so: Vor etwa zwei Stunden wurde in der Kirche Sankt Michael die Leiche eines Mönchs gefunden.«

Ich hob den Finger. »Darf ich Fragen stellen?«

»Dürfen Sie.«

»Ich wusste gar nicht, dass es da oben noch Mönche gibt.«

»Ich auch nicht. Sie werden das klären. Interessant ist der Fundort der Leiche.« Dr. Meyer wartete aufmunternd.

»Wo wurde die denn gefunden?«, fragte Waldi brav.

»In einem Bischofsgrab, unten in der Krypta.«

Verwundert blickte ich ihn an. »In einem Grab?«

»Neben einem Sarkophag, ja. Mehr Informationen habe ich bisher auch nicht.«

»Wer hat die Leiche gefunden?«

Dr. Meyer räusperte sich. »Das ist jetzt die schlechte Nachricht. Eine Touristengruppe.«

Es mag vielleicht zynisch klingen, aber normalerweise ist ein Mord in unserer Branche eine richtig gute Sache. Wenn man einen Mörder fängt, ist man der Superbulle, man hat sich profiliert, man ist der Held, und alles ist Friede, Freude, Eierkuchen. Mir ist jedenfalls noch kein Mörder durch die Lappen gegangen, Aufklärungsquote, anders als zu meiner K4-Zeit, hundert Prozent. Zwar war keiner meiner bisherigen Fälle besonders schwierig, alles lief nach Schema F ab, die Mörder waren allesamt Dilettanten, gehörten zum Umfeld ihrer Opfer, so wie es fast immer ist, und die Motive waren auch die pure Freude für Statistiker. In allen Fällen ging es um Liebe oder Geld oder um beides zusammen. Um die Hauptmotive der meisten

Mörder, die einem als Erstes auf der Polizeischule eingetrichtert werden.

Allerdings war das mit der Touristengruppe wirklich eine schlechte Nachricht. Die schlechteste überhaupt. Es reichte schon, wenn übereifrige Streifenpolizisten am Tatort herumtrampelten und dadurch wichtige Spuren zerstörten. Nicht auszudenken, was da eine ganze Heizdecken-Combo in der Zwischenzeit angerichtet haben könnte. Da fiel mir etwas ein, und ich guckte auf die Uhr. »Vor zwei Stunden war es kurz vor sechs. Touristen, um diese Zeit?«

»Es handelt sich um so eine Art Pilgergruppe. Eine angemeldete Extratour. Sankt Michael ist ja seit Längerem eigentlich wegen Renovierungsarbeiten komplett geschlossen.«

»Also gut. Wir werden das alles überprüfen. Was haben Sie noch, wenn ich fragen darf, Herr Dr. Meyer?«

Bevor der Präsident antworten konnte, vernahmen wir ein resolutes Klopfen an der Tür. Die Sekretärin rauschte wie eine Fregatte herein, beugte sich zu Dr. Meyer und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Beide schauten zu mir. Dann rauschte sie wieder hinaus. Ein Hauch von Parfümduft schwang wie ein leiser Ton hin und her. »Nein, das war alles«, sagte Dr. Meyer. »Ich möchte, dass Sie sofort loslegen. Die Spurensicherung und der Gerichtsmediziner sind bereits vor Ort. Viel Glück. Und bringen Sie mir bald den Täter. Ich verlasse mich auf Sie, Herr Killer.«

»Jawohl, Herr Dr. Meyer.«

Der Präsident hüstelte. Eine Gewohnheit, wenn er kurz davor stand, einem noch etwas Unangenehmes unterzuschieben. »Es ist Ihnen doch möglich, Ihren Privat-Pkw zu nutzen? Sie wissen schon ...« Er wedelte mit der Hand, als könnte er damit diese Sache verscheuchen, über die immer noch ganz Bamberg lachte. In der JVA Ebrach hatte es einen Ausbruch gegeben, und die entflohenen Häftlinge vermutete man in Bamberg. Daher gab es an allen Ausgangsstraßen Verkehrskontrollen. In eine dieser Kontrollen war ein Zweiundneunzigjähriger geraten, der in der Aufregung Gas und Bremse verwechselte und, statt anzuhalten, mit quietschenden Reifen davonbrauste. In der Hektik, die

daraufhin ausbrach, vollbrachten die Kollegen das Kunststück, zwei Streifenwagen und drei Zivil-BMW übereinanderzustapeln. Waldi witzelte, es hätte ausgesehen wie auf dem Parkplatz vom Weltfrauentag. Seither war das Präsidium, was Dienstfahrzeuge betraf, leicht unterbesetzt.

Ich verkniff mir ein Grinsen und sagte betont ernst: »Kein Problem, Herr Polizeipräsident. Ich rechne dann einfach die Kilometer ab.«

Wir waren schon fast draußen, als er sich noch mal zu Wort meldete. »Ach, Herr Killer, eine Sache noch. Ein Anruf vorhin. Jemand hat die mögliche Entführung einer alten Frau gemeldet. Diese Sache ist hiermit auch Ihr Fall. Ich denke aber, den können Sie recht schnell lösen.«

»Ich verlasse mich auf Sie, Herr Killer«, öffte Waldi den Polizeipräsidenten nach. Er war sauer. »Und was ist mit mir? Verlässt er sich auf mich etwa nicht? Warum hat er mich überhaupt rausgeschickt?«

»War was Privates«, antwortete ich ausweichend. Wir traten aus dem Haupteingang und liefen über den Parkplatz. »Klar verlässt er sich auf dich, Sonny, sonst hättest du jetzt den Job nicht. Hör mal, lass uns deinen Wagen nehmen, in Ordnung? Ich bin ein bisschen knapp mit Sprit.«

Waldi knurrte, ich sollte mich vielleicht mal um bessere Beziehungen zur OPEC kümmern, steuerte aber brav zu seinem aufgemotzten 3er-BMW.

Innerlich kopfschüttelnd schob ich mich am Heckspoiler mit dem Playboy-Häschen-Aufkleber vorbei. Mein Chevy hatte noch nicht mal Kopfstützen, und man saß darin wie in einem Wohnzimmeressel. Hier fiel man so tief in den Schalensitz, dass man beim Fahren dachte, der Hintern würde auf dem Asphalt schleifen, und ich musste erst Turnübungen machen, damit ich an die Hosenträgergurte kam.

»Was hatte der Meyer denn Privates mit dir zu besprechen?« Waldi war immer noch ziemlich angesäuert.

»Privates heißt Privates, weil es eben privat ist.«